

Kapitel 1

Milan

Ich erkenne dich. Das Foto, das mit deiner Akte im PC des Hausverwalters gespeichert ist, ist gut. Und offenbar aktuell, denn du siehst genauso aus wie erwartet. Du kommst aus dem Norden. Aus dem winzigen Örtchen Fléchinelle, von dem ich noch nie etwas gehört habe. Aber zumindest Calais ist mir ein Begriff, und offenbar liegt dein Dorf nur wenige Autominuten von dort entfernt. Ich verstehe, warum es dich nach Paris zieht. Du bist jung. Die Welt steht dir offen, anders als in deinem kleinen Dörfchen. Aber wer weiß schon, welcher Traum eine junge Frau wie dich wirklich hierher bewegt? Die Möglichkeiten sind unendlich. Aber ich werde nicht lange brauchen, es herauszufinden. Darauf kannst du dich verlassen. Auf mich kannst du dich immer verlassen. Das verspreche ich dir. Bald werde ich mehr über dich wissen als du über dich selbst.

Für den Moment begnüge ich mich mit den Mails, die der Hausverwalter und du in den letzten Wochen

miteinander ausgetauscht habt. Es war nicht schwer, seinen Account zu hacken. Und nun, da ich deinen Usernamen kenne, werde ich mir in Kürze auch dein Mailpostfach ansehen. Ich bin gespannt, wie lange ich brauchen werde, um dein Passwort zu knacken. Ich genieße es, am Anfang einfach zu raten und mit Wörtern zu spielen, bevor ich wirklich den Algorithmus nutze, der am Ende jedes Passwort entschlüsselt.

Deine Mails an den Verwalter sind unglaublich freundlich formuliert. Ich finde dich sympathisch. Kein einziger Rechtschreibfehler, vorbildliche Grammatik, wundervolle Verwendung eines reichhaltigen Vokabulars.

Hanna

Ich bin sicher. Ich bin in Sicherheit.

Das redete ich mir zumindest die ganze Zeit ein. Ich starrte noch eine Weile auf die Oberarmmuskeln des Umzugshelfers, die sich unter seinem hochgekremelten T-Shirt regelmäßig mit jeder Bewegung anspannten und entspannten, als er meine Kartons entlud. Dann riss ich mich los und warf einen letzten Blick in den Umzugswagen.

Er war leer.

»Danke«, sagte ich zum Fahrer, der mir geholfen hatte, alles in meiner alten Wohnung einzuladen und quer durchs Land zu fahren.

»Sicher, dass ich die Kartons nicht noch für Sie hineinragen soll?« Er nickte zu den Kisten, die den Gehweg säumten. Ich wusste, es wäre ein Leichtes für ihn, sie direkt in meine neue Wohnung zu tragen, während es für mich eine viel größere Anstrengung bedeuten würde. Aber ich wollte ihn nicht in die Nähe meiner neuen Wohnung lassen. Es genügte, dass er die Adresse kannte. Bei dem Gedanken, dass er die exakte Tür kennen und einen Fuß in meine Wohnung setzen würde, fühlte ich mich nicht wohl.

Ich bin sicher. Ich bin in Sicherheit.

Ich wiederholte die Worte immer wieder in meinem Kopf und dachte, dass ich einfach nur paranoid war.

»Das schaffe ich schon«, antwortete ich. Der Fahrer zog seine Arbeitshandschuhe aus und reichte mir die Hand zum Abschied.

»Dann wünsche ich Ihnen alles Gute. Auf Wiedersehen.« Ich sah zu, wie er in den Kleinlastwagen stieg, und winkte ihm, als er wegfuhr. Die Plane des Wagens flatterte im Fahrtwind und machte klatschende Geräusche. Dann atmete ich durch.

Ein besonderer Moment. Mein Neuanfang.

Ich lehnte mich mit dem Rücken an die Hauswand, direkt neben meine Kartons. Von hier aus sah ich mich um und saugte die Eindrücke in mich auf. Die Straße war wenig befahren. Ein paar Autos standen in den Parkbuchten vor dem Haus. Viele waren um diese Zeit allerdings leer. Es war ein Wochentag. Ein früher Nachmittag. Die meisten Leute arbeiteten um diese Zeit. Alles war ruhig. Ich hörte das Wasser der Seine rauschen und schaute über die Straße zum breit angelegten Fuß-

weg. Dahinter floss sie, von Wiese, Gebüsch und dem Flussbett eingegrenzt. Die Sonne ließ die Bäume lange Schatten werfen, die bis über die Straße zu meinen Füßen reichten. Die Luft war kalt und das Gras gefroren. Trotzdem sangen die Vögel und schienen den Frühling begrüßen zu wollen. Dann drehte ich mich zum Haus. Es war ein dreistöckiges Mehrparteienhaus. Meine Wohnung lag im Erdgeschoss, wie zwei andere Wohnungen.

Ich zog den Schlüssel aus meiner Handtasche und ging Richtung Haustür. Zwei Stufen führten vom Gehweg hoch, dann stand ich vor der dunkelbraunen Flügeltür. In der oberen Hälfte hatte sie einen Glaseinsatz, der einen ersten Blick in den Hausflur des Gebäudes ermöglichte. Die schwarzen Messinggitter vor dem Glas vermittelten ein Gefühl von Sicherheit. Ich strich mit meiner Hand über das kalte Metall. Neben mir, in der Wand eingelassen, sah ich die einzelnen Klingelschilder. Eine große Messingplatte war in neun Sektionen unterteilt. Jede enthielt einen schwarzen runden Knopf und ein in Emaille graviertes Schild mit dem Namen der Bewohner. Auch mein Name war eingraviert. Ich drückte den Knopf und hörte in der Ferne ein Surren. Mein Magen flatterte. Ich freute mich. Meine erste eigene Wohnung.

Ich steckte den Schlüssel ins Schloss und öffnete die Tür. Augenblicklich fühlte ich mich wie mitten in einem dieser dekadenten Fin-de-Siècle-Filme mit zu viel Gold und Champagner, und ich überlegte, wie alt dieses Gebäude war. Mein Blick fiel auf die dunklen Holzstufen der Treppe, die an der rechten Wand, gleich

neben meiner Wohnungstür, nach oben führte. Das Geländer war aus Schmiedeeisen, glänzte schwarz und war kunstvoll geschwungen. Es passte perfekt zu dem Schachbrettmuster der schwarzen und weißen Fliesen auf dem Boden. Alles hatte ein spezielles Flair und ich kam in Versuchung zu glauben, das hier wäre keine Notlösung, sondern mein echter Traum. Es kam mir feierlich und glänzend vor, obwohl ich wusste, dass der Schein trog und ich mich nur versteckte und nicht hier war, um zu genießen.

Ich nahm den anderen Schlüssel in meine Hand, den für meine Wohnung, und trat zur dunkelbraunen Holztür, die im Stil des Hauses gehalten war und wegen der ich mich wie eine Prinzessin fühlte, die ihren Palast betrat. Ich legte meine Hand auf den großen goldenen Knauf und schob den Schlüssel ins Schloss. Dann drehte ich ihn.

Nichts passierte.

Ich rüttelte am Knauf und schob den Schlüssel zurück in seine Ausgangsposition und drehte ihn erneut. Dann zog ich ihn ganz heraus. Ich blickte auf den Schlüsselbund. Der Schlüssel für die Haupttür war groß und silbern und hatte einen deutlich erkennbaren Bart. Der für die Wohnungstür war kleiner und wirkte mehr wie ein länglicher, flachgedrückter Stab. Ich schob ihn wieder in den dafür vorgesehenen Schlitz. Er passte perfekt. Ich drehte ihn nach rechts, bis er anschlug. Aber weiter geschah nichts. Ich trat einen Schritt zurück und warf einen Blick auf die Appartementnummer. *Eins*, stand da. Eine große goldene Eins. Das war meine Wohnung. Also versuchte

ich es erneut und drückte mit meiner ganzen Kraft nach innen.

»Die Türen klemmen hier alle«, sagte jemand hinter mir und ich drehte mich um.

Ich bin sicher. Ich bin in Sicherheit.

Es war nicht seine Stimme. Ich hatte mich in den letzten Monaten darum gekümmert, dass ich sie nie wieder hören würde. Trotzdem erschrak ich, weil ich niemanden kommen gehört hatte.

»Was?« Der Mann war groß, wirkte jedoch nicht bedrohlich. Aber ich hatte mich schon einmal geirrt. Ich würde es kein weiteres Mal tun.

»Die Tür fest heranziehen, dann den Schlüssel drehen und mit Schulter oder Fuß im selben Moment dagegen drücken.« Ich sah zu, wie er seine Tür genau auf diese Art öffnete. Dann war er in seiner Wohnung verschwunden. Ich atmete durch. Obwohl sein schlanker, schmaler Körperbau, sein Gesicht, der helle Hautteint und die blonden Haare ihn harmlos wirken ließen, ging eine spezielle Aura von ihm aus, die ich nicht einordnen konnte. Er trug eine Jeans und ein graues T-Shirt. Ein schwarzer Rucksack baumelte über seiner rechten Schulter. Trotz des schlichten Outfits verströmte er einen Hauch von Eleganz und Perfektion. Aber nichts davon ließ darauf schließen, wer er war oder was er beruflich machte. Das machte mich nervös. Ehrlich gesagt machte mich inzwischen fast alles nervös.

Ich bin sicher. Ich bin in Sicherheit.

Diese Worte waren wichtig für mich. Deshalb wiederholte ich sie in Gedanken ständig. Sie waren zu einer Art Mantra für mich geworden. Ich wollte neuen

Menschen in meinem Umfeld nicht unterstellen, was ich vor ein paar Jahren noch nicht für möglich gehalten hätte.

Dann folgte ich dem Rat meines Nachbarn und drehte den Schlüssel erneut und warf mich mit meiner Schulter gegen die Tür. Sie sprang sofort mit einem kleinen Knacken auf. Die Wohnung begrüßte mich mit einem hellen, freundlichen Licht und der Aussicht auf die Seine, die ich schon vom Gehweg kannte. Ich trat in die Mitte des Raums und setzte mich im Schneidersitz auf den Boden. Es war ein schöner Boden. Helles Holz, im Fischgrätmuster verlegt. Die Wohnung hatte zwei große Fenster, die hinaus zum Gehweg gingen. Ansonsten bestand sie aus drei Wänden, die mich wie ein Schutzwall umgaben. Die hintere Wand, an der mein Schlafzimmer und das Badezimmer lagen, stieß auf eine kleine Gasse hinterm Haus, wo die Müllcontainer standen. Eine der beiden Seitenwände meiner Wohnung grenzte an das nächste Haus der Häuserzeile und die andere ging zum Flur, durch den ich gerade eingetreten war. Ich hatte hier so etwas wie mein ganz persönliches Fort. Ich war von starken Wänden umgeben. Die einzige Schwachstelle, gleichzeitig der einzige Luxus, den die Wohnung besaß, waren die beiden großen Fenster nach vorne. Aber die Tatsache, dass vor ihnen ebenso geschwungene Schmiedeeisengitter angebracht waren wie an der Eingangstür, wiegte mich in Sicherheit.

Ich bin sicher. Ich bin in Sicherheit.

Dieses Mal sagte ich mir diese Worte nicht, um mich zu beruhigen. Ich sagte sie mir, weil ich sie wirklich glaubte. Ich hatte es geschafft. Ich hatte es endlich geschafft.

Sebastian

Als ich die Kartons auf dem Gehweg stehen sah, war mir klar, dass heute der neue Mieter in der gegenüberliegenden Wohnung einziehen würde. Ich hatte die Ruhe der letzten Wochen genossen, als die Wohnung leer stand. Aber nicht nur die Ruhe, auch die Freiheit, selbst nicht immer auf mein Verhalten achten zu müssen. Das Gebäude war hellhörig. Ich bekam immer mit, wenn Natasha, die vorige Mieterin, kam und ging. Und sie war über mein Verhalten genauso im Bilde gewesen. Das Blöde war nur, dass ich so unregelmäßige Arbeitszeiten hatte und zu ungewöhnlichen Zeiten wach war, dass sie sich fast immer von mir gestört gefühlt hatte.

Bis zu dem Moment, als sie erfuhr, was ich beruflich machte, da war sie plötzlich angetan und verständnisvoll.

Ich überlegte, ob ich einen Karton hineinragen sollte, entschied mich aber dagegen. Wer wusste schon, was in den Kartons war, und ich hatte nicht vor, mir einen Bruch zu heben. Gefährlicher wäre allerdings, mir einen blauen Fleck oder eine Schramme einzuhandeln. Ich schüttelte den Kopf über mich selbst und darüber, wie sich meine Welt in den letzten Jahren zu diesem seltsam einsamen Ort entwickelt hatte, in dem es sogar falsch war, für jemanden einen Karton zu transportieren.

Dann entdeckte ich meine neue Nachbarin. Eine kleine zierliche Gestalt, ganz in Schwarz gekleidet, die im Dunkel des Flurs fast mit dem Fliesenboden und der

Tür verschwamm und nahezu unsichtbar war. Ich beobachtete sie einen Moment, bis mir klar wurde, dass sie mich nicht bemerkt hatte, weil sie sich mit der Wohnungstür abmühte.

»Die Türen klemmen hier alle«, sagte ich, um sie auf mich aufmerksam zu machen und um ihr zu helfen. Zumindest das konnte ich tun, wenn Kisten tragen schon keine Option war. Offenbar hatte ich sie erschreckt. Blass wie ein Gespenst stand sie vor mir. Für einen winzigen Moment stellte ich sie mir auf dem Laufsteg vor. Ihre makellose Haut und ihr unscheinbares Äußeres wären die perfekte Leinwand für einen Designer, um seine Kreationen in den Mittelpunkt zu rücken.

»Was?«, fragte sie. Ihr Blick flatterte über mein Gesicht und über meinen Körper, als hätte sie noch nie einen Mann gesehen. Und ich hasste sie dafür. Ich würde nicht mehr länger zulassen, immer nur nach meinem Äußeren beurteilt zu werden. Nicht, nachdem Natasha dieses Spiel mit mir gespielt hatte. Und viele andere vor ihr.

»Die Tür fest heranziehen, dann den Schlüssel drehen und mit Schulter oder Fuß im selben Moment dagegen drücken«, sagte ich deshalb nur. Sonst wäre ich vielleicht zu ihr gegangen und hätte es ihr gezeigt. Statt dessen vollführte ich an meiner Tür exakt das kleine Kunststück, das nötig war, um einzutreten, und verschwand in meiner Wohnung.

Ich stellte den Rucksack an die Garderobe und nahm Kurs aufs Badezimmer. Nach einem Casting duschte ich immer. Es war zu einer Art Ritual geworden, um die eine Seite meines Selbsts abzuwaschen, das ich

vorgab zu sein, wenn ich arbeitete. Ich tat so, als hätte ich keine Meinung, als wäre ich niemand, als gäbe es mich gar nicht. Es kam mir manchmal so vor, als spielte ich meinen Auftraggebern vor, ich sei davon überzeugt, dass meine einzige Lebens- und Existenzberechtigung ihre Mode war und dass ich danach gierte, meinen Körper zur Schau zu stellen und mir vorschreiben zu lassen, wie ich mich bewegte und wann. Die traurige Wahrheit war, dass das auf eine gewisse Art und Weise sogar stimmte.

Ich schälte mich aus meinen Klamotten und betrat das kleine Badezimmer. Unter der Dusche ließ ich das warme Wasser den Stress von mir abwaschen. Aber nicht nur den Stress, auch die Verzweiflung, denn ich wollte den Job, ich brauchte ihn. Immer und immer wieder stellte ich mich diesen Castings. Und jedes Mal schwor ich mir, dass es das letzte Mal wäre und dass es keine Bedeutung hätte. Aber eine Absage schmerzte, als würde sie signalisieren, dass ich keinen Wert besaß. Nicht nur nicht schön genug, sondern auch nicht klug und wertvoll genug. Eine Zusage hingegen hob mich empor und bedeutete mir so viel. Sie versprach mir, ein toller Mensch zu sein. Nicht nur hübsch und gesund, auch charakterlich integer, loyal und vertrauenswürdig. Aber egal ob es das Hoch nach einer Zusage war oder das Tief nach einer Absage, zur Wahrheit gehörte, dass ich weder wertvoll noch wertlos war. Ich hing irgendwo in einer neutralen Zone fest, die mir seit Neuestem nicht mehr genügte. Ich fügte der Welt weder Schaden noch Nutzen zu. Aber ich wollte Einfluss nehmen. Auf mich selbst, mein Leben und die

Welt im Allgemeinen. Die Frage war, wie ich das tun konnte. Alles, was ich hatte, waren mein Körper und mein Gesicht. Beides war keine Leistung, auf die ich mich berufen konnte. Vielmehr sollte ich mich bei Gott oder der Vorsehung dafür bedanken. Der Gedanke machte es nicht einfacher. Denn wenn ich an Gott glauben wollte und daran, dass es einen Plan gab, dass ich erschaffen wurde mit einem konkreten Ziel, lautete die Frage doch: Was war der Plan?

Ich wickelte mich in ein Handtuch, ging zum Kühlschrank und kippte den grünen Smoothie hinunter, den ich heute Morgen gemixt hatte, um mich durch den Tag zu bringen. Dann startete ich mein Work-out und begann mit einer Yoga-Einheit, die nahtlos in verschiedene Atemübungen überging, bis ich eine Meditation einleitete. Im Anschluss setzte ich mich an den kleinen Küchentisch, direkt am Fenster, sah hinaus zur Seine und begann, mir die Dinge von der Seele zu schreiben, die mich beim Meditieren überfallen hatten wie dunkle Wolken, die plötzlich am Himmel vorbeizogen. Das Einzige, was ich tun konnte, war, ihnen so wenig Beachtung wie möglich zu schenken. Ich ließ die Gedanken einfach fließen. Durch mich hindurch. Und aus mir heraus. Hinein in die reale Welt, indem ich sie aufschrieb. Manchmal kam es mir so vor, als würde ich mich dadurch vorwärtsbewegen, allein deshalb, weil es nicht mehr nur in meinem Kopf war, sondern schwarz auf weiß vor mir. Als ich fertig war mit den Notizen, griff ich aber nicht meinen Skizzenblock, sondern das Paar Hanteln, das in der hinteren Ecke meines Wohnzimmers lag. Gleich neben

der Gewichthebebank und meinem Stepper. Wie immer in den vergangenen Jahren entschied ich mich, bei dem zu bleiben, was ich kannte. Das Einzige, das ich wirklich konnte, anstatt ins kalte Wasser zu springen und etwas zu verändern.

Milan

Das Rütteln an der Tür ist für mich Signal genug. Natürlich rüttelst du nicht an meiner Tür, sondern an deiner, aber ich weiß jetzt, dass du endlich da bist. Ich springe vom Sofa hoch, um dich zum ersten Mal in natura zu sehen. Ich blicke durch den Türspion und da stehst du. Du enttäuschst mich nicht, du siehst wirklich so aus wie auf dem Foto. Du wirkst heute vielleicht ein klein wenig verloren, aber trotzdem forsch, auf eine groteske Art und Weise. Ich erkenne es an der Vehemenz, mit der du den Türknauf bearbeitest. Du gibst nicht so einfach auf. Das gefällt mir. Ich überlege, ob ich mich dir vorstellen soll.

Hanna.

Ich rolle deinen Namen leise von meiner Zunge.

*Weißt du, wie herrlich es wäre, wenn deine Eltern
deinem Namen ein stummes H angehängt hätten?*

Weißt du, wie selten solche Namen sind?

Und schön!

Und besonders!

Diese Besonderheit hätte dir gestanden und es ist eine Verschwendug, dass dir deine Eltern diese Einzigartigkeit nicht gewährt haben. Ich würde sie am liebsten rügen, verprügeln, keine Ahnung was mit ihnen anstellen.

Dein Name wäre ein Palindrom.

Der Begriff stammt ursprünglich aus dem Griechischen und kommt von »palindromos«, was so viel wie »rückwärts laufend« bedeutet. Und ich verspreche dir, wenn ich an dich denke, dann denke ich an dich mit diesem H. Und wenn dein Name jetzt von meiner Zunge rollt, dann rollt es mit. Ich mache dich ganz. Auf eine unsichtbare und unhörbare Weise mache ich dich ganz. Ich greife nach der Klinke und drücke sie nach unten, aber dann sehe ich ihn. Sebastian. Er verrät dir den winzigen Trick, den es benötigt, um in diesem Haus Türen zu öffnen. Nun, um Türen mit einem Schlüssel zu öffnen. Es gibt natürlich noch andere Wege, aber damit musst du dich nicht beschäftigen. Deine Tür springt auf und du verschwindest in deiner Wohnung. Ich bin schon gespannt, wie du sie einrichten wirst. Der Stil von Natasha hat mir nie gefallen. Aber ich weiß, du bist anders. Das sehe ich an deiner Kleidung. Irgendwie zurückhaltend und anpassend. Schüchtern und leise. Aber die Art, wie du Sebastian gemustert hast, verrät mir, dass da noch etwas anderes in dir schlummert. Und sei dir sicher. Ich entdecke es. Ich entdecke immer alles.

Hanna

Ich rappelte mich hoch und ging nach draußen, um meine Kisten hereinzuschleppen. Eine nach der anderen. Die meisten waren mit Klamotten gefüllt, sie waren nicht schwer. Die Kartons mit den Büchern brachten mich dafür an meine Grenze und ich packte sie zum Teil bereits draußen aus und schleppete einen Bücherstapel nach dem anderen in die Wohnung, bis ich den Karton tragen konnte. Auch das Geschirr trug ich einzeln hinein, um nichts zu zerbrechen. Die letzte Kiste war dann wieder leichter, sie beinhaltete nur ein paar Erinnerungsstücke und Sentimentalitäten.

Abermals setzte ich mich auf den Boden in meiner Wohnung und blickte auf das Chaos aus Kisten und Einzelstücken, die ich wahllos abgestellt hatte. Ich wusste noch nicht genau, wie ich mich einrichten wollte. Die Wohnung war leer. Nur die Küchenzeile strahlte in Weiß mit den Wänden um die Wette. Das Badezimmer stand dem in nichts nach, außer, dass es im Dunkeln lag, weil der Raum kein Fenster besaß. Die Fliesen, die Wanne und das Waschbecken waren jedoch in makellosem Zustand und perfektem Porzellanweiß. Ich überlegte, ob ich mir ein weißes Sofa kaufen sollte und weiße Regale, oder ob das dann zu steril wirken würde. Ich langte nach meinem Handy, rutschte mit dem Rücken an die Wand, um mich anzulehnen und suchte nach einem günstigen Möbelhaus in der Nähe und scrollte mich durch die Seiten. Mir gefiel vieles. Aber das Wichtigste war im Moment ein vertretbarer

Preis und vor allem, dass die Möbel verfügbar und sofort lieferbar waren.

Ich schob die Kisten an die gedanklich dafür vorgesehenen Stellen. Die Bücher stapelte ich an der Wand neben der Eingangstür. Meine Kleidung ordnete ich in kleinen Häufchen an der Stelle, an die ich den Schrank stellen würde. Nur mein Geschirr fand gleich den richtigen Platz in den Küchenschränken und nachdem ich sie sorgfältig eingeräumt hatte, fühlte ich mich gut. Als hätte ich heute etwas erreicht. Und das hatte ich. Ich hatte mich endlich von ihm gelöst.

Sebastian

Natürlich hörte ich die ganze Zeit über das Poltern von nebenan. Sie schleppte die Kisten in ihre Wohnung. Es klang, als stellte sie die Kartons mehrfach ab, bis sie es endlich in ihre Wohnung schaffte. Der Impuls, einfach aufzuspringen und ihr zu helfen, war riesig. Diese dezent definierten Muskeln an meinem Körper sollten zu mehr taugen, als nur auf Fotos gut auszusehen. Aber ich hielt mich zurück, denn das war tatsächlich der einzige Nutzen, den sie hatten. Und es war nicht meine Aufgabe, ihr zu helfen. Sie sollte ihren Freund fragen oder ihre Freundinnen. Im Notfall Arbeitskollegen, Geschwister oder ihre Eltern. Sie könnte sogar bei dem komischen Kerl in Wohnung drei klingeln, der war an-

scheinend immer zu Hause. Es gab so viele Möglichkeiten, die alle nichts mit mir zu tun hatten. Und doch war ich es, der jedes Schnauben hörte, bis die Tür endlich hinter ihr ins Schloss fiel und wieder Ruhe einkehrte. Aber statt, dass mich das erleichterte, belastete es mich. Denn ich wusste, sie war alleine. Nicht nur jetzt gerade in diesem Moment. Nicht nur beim Kistenschleppen. Irgendetwas sagte mir, dass sie grundsätzlich alleine war.